



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2011

---

**Rezension zu: David Dürr. Staats-Oper Schweiz, weniger Stars, viele  
Staatisten (Bern 2011)**

Kley, Andreas

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich  
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-53428>  
Journal Article

Originally published at:

Kley, Andreas (2011). Rezension zu: David Dürr. Staats-Oper Schweiz, weniger Stars, viele Staatisten (Bern 2011). Zeitschrift des Bernischen Juristenvereins, 147(10):841-842.

## □□ Literaturanzeige

DAVID DÜRR

### **Staats-Oper Schweiz, wenige Stars, viele Staatisten**

144 S., gebunden, Bern, Stämpfli Verlag, 2011, CHF 34.80.

2011 wird das Parlamentsgebäude in Bern wieder im Brennpunkt des Interesses stehen. Das Wahljahr 2011 wirft mannigfaltige Schatten voraus, darunter auch den hier anzuzeigenden Band «Staats-Oper Schweiz». Die Geschichte der Politsatire ist rasch erzählt. Die 2008 abgeschlossene Renovation des Parlamentsgebäudes in Bern gab den äusseren Anlass. Der Bundesrat bestellte bei der Rechtsprofessorin Valerie T. ein Rechtsgutachten, das abzuklären hatte, ob das, «was im Bundeshaus geschieht und nun für nicht weniger als 100 Millionen Franken an Steuergeldern saniert werden soll, überhaupt demokratisch legitimiert» (S. 11) sei. Die Expertin gibt eine negative Antwort auf diese Frage. Dieser Befund bekommt Valerie T. nicht gut; er kostet sie das Leben. Teile des Gutachtens gelangten zum Rechtsprofessor DAVID DÜRR und zu zwei Journalisten, die dessen Wiederherstellung versuchen. Die Staats-Oper berichtet davon.

Das Gutachten kommt zum Ergebnis, die Schweiz sei zu nur 0,33% ein direktdemokratischer Staat (S. 15, 76). Das Ergebnis ist natürlich empörend, und es erinnert an das Ende Januar 2011 veröffentlichte Demokratiebarometer, bei dem die Schweiz nur als mittelmässige Demokratie abschloss. Der Forschungsscherz, den die Zürcher und Berliner Forscher nicht als solchen beabsichtigt hatten, rief die zu erwartenden Reaktionen hervor: Die Forscher wurden wegen des Ergebnisses und der fragwürdigen Methode hart kritisiert. In diesem Sinn eröffnet die Politsatire von DAVID DÜRR tatsächlich eine ganz andere Perspektive auf die Neuwahl des Nationalrates und die Tätigkeit des Parlaments. Die Geschichte der «Staats-Oper» hat sich nicht ereignet, aber sie ist in einem tieferen Sinn wahr. Demokratie ist vor allem auch eine hartnäckig verteidigte Illusion. Vielleicht ist sie die beste Illusion, die politisch jemals geglaubt wurde. Aber Demokratie ist real betrachtet eben nur begrenzt möglich, denn auch Demokratie führt dazu, dass Fremdbestimmung an der Tagesordnung ist und sich gar nicht vermeiden lässt. Selbstbestimmung geht stets über den Kreis der (selbst) Bestimmenden hinaus und wird zur Fremdbestimmung und damit «undemokratisch».

Eine Volksherrschaft mit einem Demokratieanteil von 0,33% ist als Demokratie nicht ernst zu nehmen, sondern vielmehr eine Inszenierung. Das Buch folgt deshalb dem Aufbau einer Oper. Nach dem Libretto wird im ersten Teil das Opern-Haus vorgestellt. Hier ist es entscheidend, dass das Parlamentsgebäude in seiner Architektur dem Berliner Reichstagsgebäude

folgte, welches die Struktur eines Schlosses aufwies. Es leidet also schon architektonisch an einem demokratischen Mangel, denn dieser Gebäudetyp gehört in eine Monarchie.

Im zweiten Teil legen DÜRR und seine beiden (fiktiven) Mitautoren die Staats-Oper selber dar. Die vier Akte zerstören die Illusion. Sie stellen dar, dass die Schweiz keine direkte Demokratie, keine indirekte Demokratie sowie keine Verkörperung des Volkes ist und auch kein Gesellschaftsvertrag besteht: Da bleibt nur das Ergebnis: Die Oper ist aus. Valerie T. kommt zum Schluss, «dass das was im Bundeshaus geschieht [...] demokratisch nicht legitimiert ist» (S. 99).

Wenn die Schweiz keine Demokratie ist, so ist ihr Volk nicht frei: Der dritte Teil ist daher mit «Der Gefangenen-Chor» überschrieben, vordergründig übernimmt er die Szenerie aus der Oper Nabucco, die im übertragenen Sinn die Begleitmusik hergibt. Hintergründig spricht DÜRR die Dürrenmatt-Rede von 1990 an, «Die Schweiz als Gefängnis». Die Reaktionen damals waren Dürrenmatt gegenüber wenig freundlich, da er einen wesentlichen Aspekt des Schweizer Selbstverständnisses ganz anders gelesen hatte. Die Reaktionen gegenüber DAVID DÜRR stehen noch aus; im Übrigen ist das Schweigen auch eine Art von Reaktion eines peinlich Berührten. Im Unterschied zum Demokratie-Barometer tritt DÜRR trotz Professorin Valerie T. nicht wissenschaftlich, sondern satirisch auf.

Der Gefangenen-Chor aus Verdis Nabucco stand für ein Volk, das sich aus den Klammern des Ancien Régime zu befreien bereitfand; der Ohrwurm wurde zu einer Freiheitshymne. Selbstbefreiung setzt erst das Bewusstsein des Gefangenendaseins voraus, und in diesem Sinne ist der «Gefangenenchor» eine unerhörte Provokation. Die Gutachterin Valerie T. schreibt: «Der Staatist und die Staatistin haben so zu tun, als wenn sie die in der Staats-Oper erlassenen Gesetze aus dem Grund als verbindlich akzeptierten, weil sie sie selbst erlassen hätten – und nicht etwa [...] weil sie noch nicht gemerkt haben, dass die Gesetze von anderen stammen, oder weil sie zu bequem sind, dies zu ändern, oder weil die Machtverhältnisse nun einmal so sind oder weil ...» (S. 110).

Provokationen sind leicht zu bändigen, wenn man sie zum Scherz erklärt (S. 130). Ein guter Scherz löst Lachen aus und hebt damit Spannungen auf. DÜRRS Buch ist ein sehr origineller, leicht zu lesender und anregender Beitrag zur Demokratietheorie. Dabei ist der Beitrag alles andere als theoretisch, sondern regt den Leser zum Weiterdenken an und erfüllt damit den Anspruch an Theorie im Sinne von «Anschauung». Das hübsch gestaltete Buch ist ein ernst zu nehmender Scherz, das zur Pflichtlektüre für die Bundespolitiker werden müsste. Es ist freilich vorhersehbar, dass die Berufsgruppe der Staatisten wenig Freude daran entwickeln wird. Die Freude dürfte sich doch eher bei den Lesern einstellen, die aus Distanz das amüsante Geschehen betrachten.

ANDREAS KLEY, Zürich